

einen Abgleich mit einem Theismus macht, der der Versuchung des *Intelligent Design* nicht erliegt, aber in Gott dennoch auf begründete Weise den Schöpfer der Welt sieht.

J. H. Y. FEHIGE

DER CHRISTLICHE GLAUBE VOR DEM ANSPRUCH DES WISSENS. Herausgegeben von Tobias Kampmann und Thomas Schärfl. Münster: Aschendorff Verlag 2006. VI/170 S., ISBN 3-402-00410-0.

Bei dem vorliegenden Buch handelt es sich um einen Tagungsbd., der die sechs Vorträge einer Tagung zum Thema „Glaube ohne Begründung?“ in sich versammelt. In ihrem Vorwort schreiben die beiden Herausgeber: „Die Beiträge dieses Bandes thematisieren in historisch-systematischer Perspektive einige der herausragenden Bestimmungen des Verhältnisses von Glauben und Erkennen in der langen Tradition intellektueller Selbstvergewisserung des christlichen Glaubens“ (V). Wie schon der Titel des Buches anzeigt, konzentrieren sich die Beiträge somit auf ein zentrales Gebiet der Religionsphilosophie und der Fundamentaltheologie: die Epistemologie des religiösen Glaubens bzw. die theologische Erkenntnislehre.

Im ersten Beitrag schildert *Michael Fiedrowicz* (= F.), wie sich das frühe Christentum unter dem Eindruck der spätantiken Religionskritik zentrale Begriffe des griechischen Denkens angeeignet hat und zur „einzigen rationalen Religion der Spätantike“ (24) wurde. Diese These ist für den Laien zunächst verwunderlich. Doch F. arbeitet überzeugend eine Gegenbewegung von der Entwicklung einer rationalen christlichen Theologie im 3. Jhd. einerseits und der Entwicklung des spätantiken paganen Denkens andererseits heraus. Erstmals bei Clemens von Alexandrien am Ende des 2. Jhdts. (und später u. a. bei Origenes und Augustinus) findet sich der Versuch, den christlichen Glauben angesichts des Vorwurfs, der christliche Glaube sei irrational, mit den Kategorien der antiken Erkenntnistheorie zu erläutern. U. a. dadurch habe man versucht, die Unverzichtbarkeit der Erkenntnisform des Glaubens gegenüber dem Wissen einsichtig zu machen. Die Gegenbewegung dazu beginnt F. zufolge mit dem 3. Jhd. Verschiedene Formen spätantiker Religiosität wie Mysterienkulte stehen für eine Neuentdeckung von nicht-rationalen Erkenntnisformen. Auch die pagane Philosophie sei immer mehr in diesen Sog des Irrationalen geraten.

*Volker Leppin* (= L.) macht sich in seinem Beitrag zum Ziel, die Verhältnisbestimmung von Glaube und Vernunft bei Wilhelm von Ockham aufzuschlüsseln. Bei Ockham werden L. zufolge zwei Fragen miteinander verknüpft: 1. Welchen Gewissheitsgrad hat der Glaube, wenn er – dem aristotelischen Denken zufolge – nicht evident ist? 2. Wie lässt sich der Wahrheitsanspruch des Glaubens mit den fünf Vernunfttugenden des Aristoteles zusammenbringen? Ockhams Antwort bestehe darin, den fünf Vernunfttugenden des Aristoteles eine Tugend, nämlich den Glauben als in der Taufe eingegossene theologische Tugend, hinzuzufügen. Diese eingegossene Tugend erzeuge nach Ockham durch das Anhängen an Gott eine größere Gewissheit als die Evidenz. „Mit aristotelischer Begrifflichkeit und in Ergänzung des aristotelischen Denkschemas also sprengt Ockham letztlich dieses selbst“ (32–33). Auf diese Weise habe Ockham die Theologie als Wissenschaft rehabilitiert. Denn der Glaube könne als wahr angenommen werden, allerdings nicht auf der Grundlage einer materialen Evidenz der Glaubensinhalte, sondern auf der Grundlage der Logik, welche die formale Evidenz und damit die Rationalität der Theologie sichere. Dabei markiert, wie L. ausführt, die Gültigkeit der Logik auch die Grenze für Philosophie und Theologie: Die Logik gilt für die Schöpfung und das Handeln Gottes im Bereich der Schöpfung und ermöglicht so wissenschaftliche Erkenntnis. Das Sein Gottes entziehe sich jedoch dieser Erkenntnis, wie L. am Beispiel von Ockhams Trinitätstheologie ausführt. Der Glaube ist, wie L. zeigt, eine Größe *sui generis*, die sich nicht letztbegründen lässt. Trotzdem stehe der Glaube in einem Verhältnis zur Philosophie, was die Einbindung des Glaubens in das Schema der Vernunfttugenden und die in der Theologie möglichen logischen Reflexionen zeigten.

Unter dem Titel „Athen versus Jerusalem, via Jena“ folgt eine Abhandlung von *Klaus Müller* (= M.), in welcher er auf originelle und überraschende Weise neuzeitliche Weichenstellungen im Verhältnis von Glaube und Vernunft beleuchtet. M. greift mit

dem Titel eine Debatte zwischen Habermas und Metz auf und will zeigen, dass der vermeintliche Gegensatz von hellenistischer und jüdisch-christlicher Tradition seit der Neuzeit durch einen dritten ‚Denkraum‘ überwunden ist: durch Jena, das symbolisch für den deutschen Frühidealismus steht. M. zufolge müssen alle grundlegenden Fragen, die seit dieser „Sattelzeit der modernen Philosophie“ (48) auf der Agenda der Theologie stehen, im Horizont dieser Sattelzeit verstanden werden. Dieser Horizont besteht für M. in der Konfrontation des biblischen Monotheismus mit dem (u. a. von Spinoza überkommenen) Monismus und den entsprechenden Versuchen, die jüdisch-christliche Tradition vom Monismus her neu zu verstehen. M. führt diese Konfrontation und Verbindung von Monotheismus und Monismus an drei Beispielen (Lessing und der Pantheismusstreit, Reinhold, Heine) vor. Schiller habe den Antagonismus von Mysterien- und Gesetzesreligion bzw. von Monismus und Monotheismus als Antagonismus von Vernunft und Glaube interpretiert. Reinhold habe daraufhin mit seiner Schrift „Die hebräischen Mysterien“ und der These, die Offenbarung Gottes am Sinai (Ex 3, 14) sei deckungsgleich mit einer Inschrift am Isis-Tempel von Sais („Ich bin, was da ist“), das religionshermeneutische Interesse verfolgt, diesen Antagonismus zu überwinden. Demnach seien die biblische Offenbarung und die ägyptische Religion Einkleidungen der einen Wahrheit. Die Philosophie hat M. zufolge die Aufgabe, diese kritisch-aufklärende Ursprungsbestimmung zu leisten. M. diagnostiziert deswegen als ein zentrales Problem des westlichen Christentums den Mangel an einer dieser Aufgabe adäquaten Metaphysik. M.s Fazit lautet, „dass ein konsistentes Zusammenhalten von Vernunft und Glaube ohne Einbezug der monistischen Denkform nicht möglich sein wird“ (68).

Der Beitrag *Andreas Koritenskys* (= Ko.) beschäftigt sich mit dem Denken Wittgensteins, der sich in vielerlei Hinsicht, wie Ko. betont, von den anderen im Buch behandelten Denkern deutlich unterscheidet. Ko. arbeitet anhand verschiedener Texte Wittgensteins den Unterschied zwischen einer rationalen Begründung des Glaubens und der Suche nach Gründen für den Glauben heraus. Wittgenstein gehe es um die Suche nach Gründen im Sinne des therapeutischen Zwecks von Philosophie, unsere sprachliche Ausdrucksweise daraufhin zu überprüfen, ob sie sinnvoll ist. Wittgensteins Ansicht nach sind die Gründe für den Glauben mit dem Glauben selbst verwoben und entwickeln sich mit ihm: „Das Leben kann zum Glauben an Gott erziehen“ (75). Wittgenstein nähert sich der Religion mit dem Anliegen, eine Antwort auf die Sinnfrage zu erhalten. Im Horizont der Sinnfrage liegen somit auch die Gründe für den Glauben. Geht den Gründen für den religiösen Glauben also jegliche Rationalität ab? Ko. reflektiert seine Wittgenstein-Interpretation abschließend auch systematisch. Er ist der Überzeugung, dass sich Wittgensteins Religionsphilosophie mit moderaten rationalen Glaubensbegründungen verbinden ließe. Allerdings würde Wittgenstein wohl an den aktuellen Debatten in der Theologie monieren, dass sie sich „allzu sehr auf die Frage nach dem epistemischen Aspekt der Rechtfertigung der Gewissheit von Aussagen oder Aussagesystemen“ (85) beschränken. Im Anschluss an Wittgenstein könne die Fundamentaltheologie überlegen, die Betrachtung aller Gründe, die zum Glauben führen, in der *demonstratio catholica* auszudehnen und dadurch die Stellung des rationalen Moments im Glauben in seinen natürlichen Kontext einzubinden.

Der mit Abstand längste Beitrag (fast 60 Seiten) von *Thomas Schärfl* (= S.) geht auf einen der Protagonisten der gegenwärtigen religionsphilosophischen Debatten ein: Alvin Plantinga. S. stellt die religiöse Epistemologie Plantingas ausführlich und auf gut nachvollziehbare Weise dar. Dabei bettet er Plantingas Theorie, den religiösen Glauben als einen „warranted properly basic belief“ aufzufassen, auch in die mit dem Konzept des „Warrant“ (im Deutschen nur schwer zu übersetzen; es bedeutet so viel wie „Gewährleistung“) verbundene epistemologische Fachdiskussion ein, die als Hintergrund zum Verständnis von Plantingas Theorie unverzichtbar ist. S. zufolge entwickelt Plantinga seine Auffassung des religiösen Glaubens im „Windschatten“, so S., seiner Kritik an dem herkömmlichen Wissensbegriff des Evidentialismus. Durch eine Liberalisierung des Evidentialismus gelangt Plantinga laut S. zu einem externalistischen (epistemischen) Fundamentalismus, der es ihm ermöglichen soll, einige religiöse Glaubenssätze als eine besondere Form des Wissens aufzufassen. Demnach kann ein Glaubenssatz dann als

„warranted“ und basal gelten, wenn der Erkenntnisapparat einer Person, welche diesen Glaubenssatz erzeugt hat, entsprechend einem bestimmten Design-Plan in der angemessenen Umgebung korrekt funktioniert. Plantinga geht von einem *Sensus Divinitatis* aus, der analog zu unseren Sinnesorganen auf der Grundlage von Ausgangsstimuli Überzeugungen über die Wirklichkeit erzeugt. Religiöse Erkenntnis und Sinneswahrnehmung sitzen epistemisch gewissermaßen im selben Boot. Nach einer Diskussion verschiedener Einwände gegen Plantingas Theorie (wobei der Vorwurf der Zirkularität am schwersten wiegt), liefert S. zunächst einen Korrekturvorschlag für Plantingas Theorie, bevor S. seine eigene alternative Konzeption einer religiösen Epistemologie und basaler religiöser Glaubenssätze ausführt. Zentral sind für S. dabei ein hermeneutischer Begriff von religiöser Erfahrung sowie ein von Wittgenstein inspirierter Begriff der religiösen Überzeugung und des Weltbildes. Übrigens liefert S. dem Leser als eine Art Nebenprodukt seiner Überlegungen zu Plantinga ein sehr interessantes Schema zur Einordnung fundamentaltheologischer Positionen (91–96).

Tobias Kampmann (= Ka.) beschließt den Bd. mit einem *prima facie* sehr ausgefallenen Aufsatz zur sapientialen Vermittlung von Glauben und Wissen in den „Geistlichen Übungen“ (= GÜ) des Ignatius von Loyola. Im Mittelpunkt steht dabei eine religionsphilosophische Interpretation der zentralen Begriffe „Wahl“ und „Unterscheidung der Geister“ in den GÜ. In der „Wahl“ geht es um die richtige Entscheidung in Bezug auf das eigene Leben des Exerzitanten und grundlegender um die Entscheidung zugunsten einer Lebensform. Diese Entscheidung sei bei Ignatius nicht beliebig, sondern habe ein rationales Element. Dieses sieht Ka. mit Rahner in den Wahlregeln der Unterscheidung der Geister. Ka. interpretiert die Regeln der Unterscheidung der Geister bzw. der Regeln „Trost“ und „Trostlosigkeit“ des menschlichen Geistes als eine Form der experimentellen Erkenntnis Gottes. Die Erfahrung des Trostes, die eine Art Wahrnehmung des Willens Gottes im eigenen Leben darstelle, sei die entscheidende Orientierung für das menschliche Leben. Dies impliziere eine gegenseitige Verwiesenheit von Glauben und Vernunft. Denn der Trost ist Ergebnis einer nicht verfügbaren Beziehung des Exerzitanten zu Gott, eines freien Entgegenkommens Gottes, das aber von der menschlichen Vernunft kritisch untersucht werden muss. Diese Überlegungen sind Grundlage des letzten Abschnitts des Beitrags, in dem Ka. die Frage nach den systematischen, religionsphilosophischen Implikationen der GÜ stellt. Ka. interpretiert die GÜ als eine sapientiale Denkform. Typisch für solche Denkformen sei, dass sie die Reflexion einer Lebensform und existentieller Entscheidungen zum Ziel hätten und damit auf eine Form von Erkenntnis ausgerichtet seien, die durch wissenschaftliche Vernunft nicht einzuholen sei. Für die Fundamentaltheologie folge daraus, dass der Glaube nicht auf seinen propositionalen Gehalt eingeeengt werde solle. Für eine ignatianische Rechtfertigungsstrategie zugunsten der Rationalität des Glaubens spiele zunächst die personal-fiduzielle Dimension des Glaubens eine entscheidende Rolle. Ka. hebt noch ein weiteres Kriterium für die Rationalität des Glaubens auf dem Hintergrund der GÜ hervor: die Dimension der Bewährung. Demnach werde die Rationalität der Entscheidung für die Lebensform des Glaubens erst unter dem Blickwinkel der Bewährung im Alltag erkennbar.

Alle Beiträge sind auf einem hohen Niveau und trotzdem verständlich geschrieben. Es handelt sich um Forschungsliteratur. Für einen Leser, der eine erste Einführung in das Thema sucht – was allerdings auch nicht die Absicht des Buches ist –, sind die Ausführungen zu anspruchsvoll und voraussetzungsreich. Der gute Gesamteindruck, den das Buch hinterlässt, wird nur von zwei Kritikpunkten ein wenig geschmälert. Leider fehlt dem Bd. jegliches Register. Und leider hält das Buch nicht ganz das, was im Vorwort versprochen wird: Die Reflexion auf die systematischen Probleme der religiösen Epistemologie kommt insgesamt zu kurz. Während die letzten drei Beiträge ausdrücklich und z.T. sehr ausführlich auf die systematischen Implikationen ihrer Interpretationen eingehen, lassen die ersten drei Beiträge eine systematische Reflexion mehr oder weniger ganz vermissen. Diese Kritikpunkte ändern aber nichts daran, dass die Beiträge des Bds. dem Leser einen informativen Überblick über die jeweiligen Denker oder Traditionen geben und sich die in diesem Feld gesetzten Impulse für die Forschung systematisch weiter auswerten lassen. Jedenfalls wäre diese Rezeption dem Buch zu wünschen. S. MALY